

Versteinerungen

Axel Ruoffs mineralogischer Roman *Apatit*

VON UWE SCHÜTTE

APATIT. In roten Majuskeln auf dem grauen Umschlag annonciert der knappe Titel den fulminanten Debütroman von Axel Ruoff. Nicht jeder wird mit dem Wort sofort etwas anzufangen wissen. Wer die Mineraliensorte kennt, für den eröffnet sich ein Vorstellungsraum, der sogleich die tote Welt der Steine aufruft. Und in der Tat: Um Steine, Versteinerungen und das Anorganische geht es in *Apatit*. Handlungsort des Romans ist eine unbestimmte Wüstenregion, in die es ein Paar verschlagen hat, die signalhaft auf jeweils einen Buchstaben reduzierten Protagonisten „R“ und „S“.

Lange Zeit bleibt unklar, warum es die beiden in diese merkwürdige Einöde verschlagen hat, in ein Land, das unter Kriegsrecht steht, und wo sie in einem merkwürdigen Hotel mehr transitorische Zuflucht als Unterkunft gefunden haben. Was Ruoff in *Apatit* präsentiert, ist zunächst keine Handlung im gängigen Sinne, sondern eine erzählerische Versuchsanordnung. Der Autor schöpft weder aus seiner Biografie, noch versucht er die psychologische Einfühlung in ein soziologisches Rollenmuster der Gegenwart (wie etwa: die junge Israelin in Berlin-Mitte oder der prekär existierende freie Journalist im teuren München etc.). Nein, Ruoff wagt, sich vom Befindlichkeitsgedusel der Gegenwartsliteratur abzusetzen, in-

dem er eine Parabel erzählt: Mensch gegen Natur. Organische Existenz gegen die sture Beharrlichkeit des Anorganischen. Begrenztheit des Lebens gegen die Ewigkeit der Steine.

An die Stelle einer Handlung tritt das Agieren der lebensfeindlichen Landschaft, die mit den dort lebenden Menschen ihren Prozess macht. An die Stelle eines konventionell-realistischen Erzählens setzt Ruoff eine Öffnung in naturgeschichtliche Dimensionen. Mit Sprachgewalt und Stilgefühl erforscht sein Roman auf bemerkenswerte Weise solche Dinge wie das geheime Leben der Steine und verschränkt dabei politische Gegenwart mit Naturphilosophie, das individuelle Leben seiner Figuren mit dem Schicksal der menschlichen Spezies.

*

Das fulminante erste Kapitel des Romans, der aus insgesamt fünf Teilen besteht, besitzt den Charakter eines Vorspiels, in dem Ruoff die zentralen Motive vorstellt, die dann im restlichen Text kunstvoll entfaltet werden. Je weiter der Roman voranschreitet, desto mehr klärt sich langsam und wie nebenbei die Vorgeschichte der Flucht in das unwirtliche, offenkundig afrikanische Land samt seinen unsicheren, unklaren Verhältnissen. Sie erweist sich einerseits als gegenläufige Bewegung zu den

Fluchtrouten der Migrantenmassen, andererseits entspricht sie der ursprünglichen Stoßrichtung der Kolonialisten des afrikanischen Kontinents.

Namenlose Figuren

Das weitere Figurenpersonal von *Apatit* ist überschaubar, eigentlich non-existent. Nie erfahren wir die Namen der anderen Figuren; sie bleiben reduziert auf ihre Funktionen. Einziger Freund und Verbündeter von R und S ist der außenseiterische Apotheker, eine Art verlorene Seele in dieser Wüstenei. Er leistet den beiden Protagonisten medizinischen Beistand, gibt ihnen aber auch einen Einblick in die traurige Geschichte des Landes und das karge, entbehrungsreiche Leben der Bevölkerung.

Der bedrohliche Nachtportier und sein genauso ungeheurer Kollege, der Tagesportier, sind die Gegenspieler von R und S, die ihrerseits versuchen, hinter die frühere Rolle des Hotels zu kommen, das vermutlich einmal – oder immer noch, im Verborgenen – ein Krankenhaus ist. Der unsichere Status des Beherbergungsbetriebes zeigt sich in den merkwürdigen, kafkaesken Umtrieben, denen R und S auf die Schliche kommen. So werden sie einmal zufällig Augenzeugen einer höchst bizarren Szene: Hell- und dunkelhäutig geschminkte Rollstuhlfahrer und Pfleger

„S verließ nachts das Menschliche, damit nichts Menschliches, kein Gefühl, kein Geschmack, kein Bedürfnis mehr an ihr klebte, und wurde zu Stein.“



Prosa ohne Befindlichkeitsgedusel: Axel Ruoffs erzählerische Versuchsanordnung verzichtet auf psychologische Einfühlung.

FOTO: NORIO TAKASUGI

werden von zwei Personen in einem schwarzen bzw. weißen Lederanzug bis aufs Blut ausgepeitscht, was diese aber mit masochistischem Gefallen über sich ergehen lassen. R und S – und wir mit ihnen – werden mit Ekel und Faszination zugleich zum ungläubigen Beobachter dieser perversen Orgie irgendwo zwischen Brueghel'scher Höllenszene, mittelalterlichem Flagellationsspektakel und voyeuristischer Dokumentation der Vorgänge in Berliner Sado-Maso-Kellern.

Wie auch an anderen Stellen von *Apatit*, geht Ruoff hier über den erzählerischen Realismus hinaus. Sein Text erzeugt einen literarischen Ungewissheits-

raum, in dem unklar bleibt, ob sich nur die Wahrnehmung oder gar das schreckliche Schauspiel selbst verwandelt: Was nämlich als Folterszene begann, transformiert zunehmend in ein absonderliches Ritual der begierigen Fütterung, denn mit den Peitschenhieben wird zugleich eine eigentümliche Flüssigkeit ausgeteilt, die als Sekret aus den Lederkostümen der Peitschenden dringt, wie sich auch die ursprüngliche Rollenverteilung von Patienten und Pflegern verkehrt in diesem ‚Theater der Grausamkeit‘, das ganz in der literarischen Tradition grausamer Ästhetik steht, die sich in der deutschsprachigen Literatur nie wirklich hat ausbilden können, ganz

in Gegensatz etwa zur französischen Literatur von de Sade über die Surrealisten bis George Bataille.

*

Jenseits der Zivilisation westlicher Prägung, an dem unbestimmten drittweltlichen Aufenthaltsort, erweist sich in *Apatit* die Natur als bestimmende Kategorie für den Menschen. Ruoff versagt sich dabei jede Verklärung: Vielmehr zeigt er in *Apatit* die ‚andere‘ Natur, die Kehrseite der im derzeit boomenden angelsächsischen *nature writing* romantisierten Version, etwa anhand der Proliferation des niederen Lebens in Form der wuselnden, penetranten



Johannes Schwartz: Feuer 1-6

Insektenmassen, beispielsweise in Gestalt der Heerscharen von Kakerlaken, die nachts im Hotelzimmer hervorkommen und am Auge der Schlafenden saugen, um die Flüssigkeit aus ihrem Körper zu ziehen. Hier und anderswo generiert Ruoff verstörende Angst- und Ekelbilder aus der schieren Unerschöpflichkeit dieser Invasionen des Getiers.

Noch bedeutender in *Apatit* aber ist die unbelebte Natur, will sagen: die anorganische Existenzform der Steine, die lebensfeindliche Welt der Wüste und, somit nicht zuletzt, Sand

und Staub. Sandkörner, daran erinnert Ruoffs Text, waren einst mächtige Gebirge, die vom Prozess der Naturgeschichte quasi geschreddert, in die kleinsten Bestandteile zerlegt wurden. Unter diesem Vorzeichen vollzieht sich ein Paradigmenwechsel, den die deutschsprachige Gegenwartsliteratur für gewöhnlich scheut – an die Stelle der Historie tritt die Naturgeschichte und die Perspektive weitet sich: „Er wurde ruhig [...] und fühlte sich in seiner Überzeugung bestätigt, dass alles auch ganz anders sein könnte, es mög-

lich war, einen Standpunkt außerhalb der menschlichen Geschichte einzunehmen.“

Apatit demonstriert und inszeniert diese andere Sicht- und Seinsweise anhand der Kategorie der Petrifikation, der Versteinerung des Lebens also. Damit gemeint sind nicht nur die Versteinerungen, die R und S bei ihren Ausflügen sammeln, oder die metaphorischen Versteinerungen der weiblichen Protagonistin, die man zunächst noch als psychologisch verständliche Reaktion auf das von ihr als

Folge sexueller Gewalt erlebte Trauma verstehen kann: „S verließ nachts das Menschliche, damit nichts Menschliches, kein Gefühl, kein Geschmack, kein Bedürfnis mehr an ihr klebte, und wurde zu Stein.“

Mineralische Ruhe

Ruoff denkt dies konsequent weiter und lässt seine weibliche Romanfigur am traurigen Ende wortwörtlich in einen unförmigen Stein transformieren. Die Ruhe des Mineralischen wird für sie vom erstrebenswerten Zustand zu einer radikalen Realität. Das menschliche Leben wird von Stein her gedacht. Damit greift Ruoff auf naturphilosophische Überlegungen zurück, die in der Literaturgeschichte auf unterschiedliche Weise von Autoren wie Adalbert Stifter, Alfred Döblin, Elias Canetti oder Hermann Broch zum Verhältnis von Stein und Mensch angestellt wurden. Für die weibliche Protagonistin erfüllt sich nämlich, was Heiner Müller rein metaphorisch meinte: „Irgendwann stirbt man und wird Landschaft.“

Axel Ruoff erzählt immer zugleich von äußerer Landschaft als inneren Landschaften. Dabei sucht er das Rettende in der Schönheit; die Ästhetik ist sein Antidotum für das Fatalistische angesichts eines *unhappy ends*. Insofern erzählt *Apatit* feinfühlig vom geheimen Leben der Steine: Mineralien kennen ja ebenso wie das organische Leben die Kategorien der Entstehung und Entwicklung, nur eben im Rahmen naturgeschichtlicher Langsamkeit.

*

All dies nun wäre vielleicht nicht unbedingt so bemerkenswert in literarischer Hinsicht, wäre da nicht Axel Ruoffs stilistische Meisterschaft, die *Apatit* zu einem sprachlichen Ereignis macht. Die Besonderheit von Ruoffs Prosa ist bereits auf den ersten Blick, schon bei der Betrachtung des Satzspiegels erkennbar: *Apatit* kennt keine Dialoge und besteht aus kompakten, massiven Textblöcken. Ein Satz ergibt den anderen, bis das Ende einer Episode erreicht oder die

Schilderung eines Vorgangs an ihren Schluss gelangt ist. So entstehen die mit kurzen Überschriften versehenen Abschnitte, aus denen der Roman besteht.

Ein anderes Charakteristikum der Kunstprosa von Ruoff sind die überlangen Satzperioden und die extensiven Listen. Sätze wie dieser: „In einer Stadt im Norden des Landes besuchten S und R immer wieder die Werkstätten der Gerber, wo die getrimmten Häute enthaart, entfleischt und später gefärbt wurden, sie gingen zwischen den gemauerten Gruben umher, die mit den Lösungen zum Aufweichen, Reinigen, Äschern, Beizen, Gerben und Färben gefüllt waren, ohne sich an deren Gestank zu stören, die Häute waren in ein Gemisch aus Taubenkot, Urin von Eseln und Rindern und Kalk eingelegt und wurden von den Gerbern mit ihren Füßen gewalkt, wenn sie nicht mit Laugen aus Rinde von Granatapfel- und Mimosenbäumen oder aus Fischöl gegert wurden, ihre Augen wurden von den verschiedenen Farbtönen, der Größe der Anlage und den Handgriffen der Arbeiter genauso beansprucht wie die Nase von den Gerüchen, die sich mit denen von den rohen Hautresten, nassen Tierhaaren, fauligen Blättern und Stoffresten, verrottendem Holz und modrigem Wasser mischte, sie bewunderten die mit Antimon, Safran, Henna, Mohn und Indigo angesetzten Flüssigkeiten, die zum Färben der Häute dienten.“

Ekel und Ästhetik

Ein exemplarischer Satz aus 156 Wörtern, weil er den Stilwillen von Ruoff, die Sinnlichkeit seiner Sprache, die Durchmischung von Farben und Gerüchen in der überbordenden Vielfalt der Dinge und Materialien veranschaulicht, die hier in einer Durchmischung von Ekel und Ästhetik vor unserem inneren Auge, unserer inneren Nase gleichsam, heraufbeschworen werden. Dieser Satz ist so lang und von so komplexer syntaktischer Konstruktion, weil es eben nur so und nicht anders geht in der Literatur. Er ist bei Weitem kein Einzelfall. Nein, es gibt noch längere Sätze

in *Apatit*, bei deren atemloser Lektüre spürbar wird, wie sich darin die Sprache quasi ablöst vom Autor, etwa wenn er im Weiteren berichtet, was die Frau aus den Lederfetzen, die sie in der Gerberei gekauft hat, in mühseliger Hand- und Näharbeit anfertigt.

Rituelles Sprechen

In parataktischen Aufzählungen entsteht ein Sprachsog sondergleichen, eine tastende Annäherung an dieses unkategorisierbare Ding, dieses lederne Etwas, das unter den Händen der Frau entsteht. Von der genauen Beschreibung tastet sich die Sprache heran an die mögliche Funktion, den tieferen Sinn, den diese kunsthandwerkliche Fronarbeit für sie besitzt, und dies mit einer manischen Insistenz, einer litanieartigen Devotion, bis die beständig fließende Sprache schließlich abhebt, sich ablöst von ihrem Gegenstand und in ein rituelles Sprechen, eine prophetische Rede übergeht, eine manische Prosalyrik, die ins Numinose reicht. Ein Numinoses, in dem womöglich die Erlösung, die Errettung der Frau wartet, die hier sprachmagisch umkreist wird.

Vergeblich, wie sich dann am Schluss herausstellt. Es gibt unendlich viel Hoffnung, erinnert uns Kafka in einem berühmten Aphorismus – nur nicht für uns.

Axel Ruoff: *Apatit*. Roman. Bibliothek der Provinz, Gmünd 2015. 344 Seiten, € 28 (D) / € 28 (A).

Uwe Schütte ist Dozent für German Studies an der Aston University, Birmingham. Zuletzt erschienen u. a. die Studie *Interventionen. Literaturkritik als Widerspruch bei W. G. Sebald* (Edition text & kritik, München 2014), *Über W. G. Sebald. Beiträge zu einem neuen Bild des Autors* (Hg., De Gruyter, Berlin 2016) und der Band *Mensch-Maschinen-Musik. Das Gesamtkunstwerk Kraftwerk* (Hg., C. W. Leske, Düsseldorf 2018). Der hier abgedruckte Text basiert auf der Laudatio, die Schütte im April anlässlich der Verleihung des Literaturpreises der A und A Kulturstiftung gehalten hat.